

Kristina Engelhard leitet die Kant-Forschungsstelle in Trier und gibt Kants Schrift „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“, heraus.

Frau Engelhard, vor 250 Jahren ist David Hume gestorben. Nach Kants eigener Aussage hatte Hume erheblichen Einfluss auf seine Philosophie. Sie geben derzeit die „Prolegomena“ in der Akademie-Ausgabe neu heraus. Dort hat Kant sich wohl am ausführlichsten zu Hume geäußert?

Ja, genau. In den „Prolegomena“ erklärt Kant über mehrere Seiten hinweg, welche Bestandteile von Humes Theorie ihn aus seinem, wie er sagt, „dogmatischen Schlummer“ geweckt haben. Das betrifft insbesondere Humes Analyse der Kausalität. Kants Auseinandersetzung mit Hume konzentriert sich überhaupt stark auf diesen Bereich: auf Kausalität, auf die Analyse der Substanz und auf die Analyse des Ichs. Also auf jenen Komplex von Humes theoretischer Philosophie, der mit seiner Erkenntniskritik und der daraus resultierenden Skepsis zusammenhängt. Für Kant war das offenbar über lange Jahre hinweg ein entscheidender Faktor auf dem Weg zu seiner kritischen Wende. Allerdings gehen die Forschungsmeinungen darüber auseinander, wann diese Auseinandersetzung genau eingesetzt hat.

Wann hat Kant Hume denn vermutlich zum ersten Mal gelesen?

Ältere Kant-Forscher gingen häufig davon aus, Kant habe kaum oder gar kein Englisch gekannt und Hume deshalb im Wesentlichen über deutsche Übersetzungen rezipiert. Solche Übersetzungen gab es aber schon seit Mitte der 1750er-Jahre. Wahrscheinlich hat Kant sie relativ bald, also schon Anfang der 1760er-Jahre, gelesen. Hume war damals in Deutschland durchaus in Mode. Moses Mendelssohn schreibt etwa, diese deutschen Übersetzungen seien „in aller Hände“. Einige Kant-Forscher meinen auch, bereits in Kants Schriften der frühen 1760er-Jahre Spuren von Humes Einfluss erkennen zu können. Wirklich eindeutig nachweisbar ist er dann in den 1770er-Jahren. Es scheint aber durchaus plausibel, dass Kant Hume schon Anfang der 1760er-Jahre gelesen und sich im Laufe dieses Jahrzehnts immer stärker von dessen Kritik am Rationalismus hat beeindruckt lassen. Hume weckt Zweifel daran, ob wir die objektive Struktur der Wirklichkeit tatsächlich so erkennen können, wie der Rationalismus annimmt. Er zwingt Kant dazu, viel stärker nach dem Anteil des Erkenntnissubjekts an unserer Erkenntnis zu fragen. Dabei spielt die Kausalität eine entscheidende Rolle.

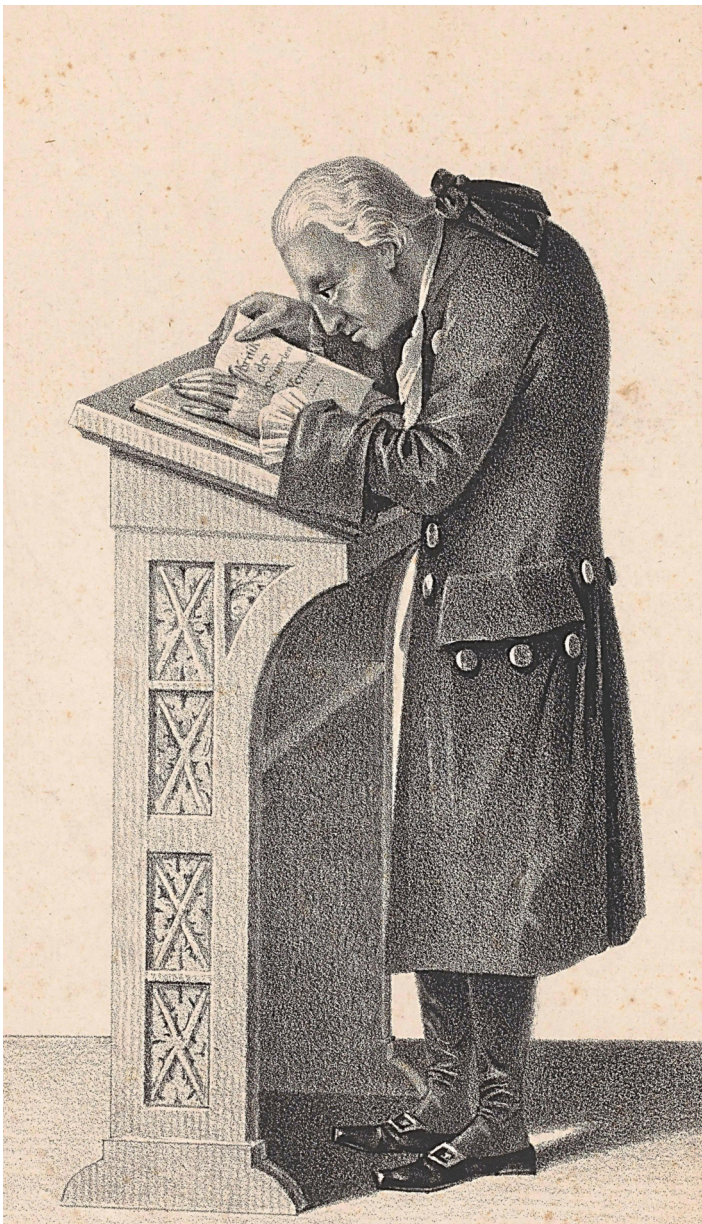
Warum war Hume damals gerade in Deutschland so populär?

Er war nicht nur in Deutschland populär. In Frankreich war er vielleicht sogar noch angesehener. Erstaunlicherweise war er ausgerechnet in Großbritannien ausgesprochen umstritten. In Schottland konnte er keine akademische Karriere machen. Das hing wesentlich mit seinen skeptischen Positionen und insbesondere seiner sehr weitreichenden Religions-



Der Philosoph David Hume starb vor 250 Jahren, der Einfluss seiner Theorien war enorm.

IMAGO



IMAGO

„Kant musste sich unmittelbar angegriffen fühlen“

Philosophin Kristina Engelhard über den Einfluss des schottischen Denkers David Hume auf den deutschen „Alleszermalmer“ sowie über die Besonderheiten des Kausalitätsbegriffs
Ein Interview von Michael Hesse

kritik zusammen. Der Einfluss der Kirche auf die Universitäten war noch so stark, dass Humes Auffassungen mit einer akademischen Laufbahn schwer vereinbar waren. In Frankreich dagegen wurden seine Werke sehr schnell übersetzt. Hume wurde dort sogar vom französischen König empfangen. Das hatte natürlich auch damit zu tun, dass er zeitweise als Diplomat tätig war. Aber er wurde eben zugleich als bedeutender Philosoph wahrgenommen.

Sie haben die Kausalität angesprochen. Warum war dieser Begriff für Philosophen überhaupt so wichtig? Man verbindet ihn zunächst einmal eher mit der Physik.

Für Hume ist Kausalität zunächst einmal ein ganz alltäglicher Begriff. Wir müssen in unserem Alltag davon ausgehen, dass zwischen Ereignissen kau-

sale Verknüpfungen bestehen, damit wir überhaupt handeln können. Wenn wir handeln, setzen wir voraus, dass unsere Handlungen etwas bewirken. Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung gehört also bereits zu unserem Selbstverständnis als handelnde Subjekte. Für Hume spielt die Kausalität deshalb auch in seiner Handlungstheorie eine entscheidende Rolle. Und dennoch unterzieht Hume gerade diesen scheinbar selbstverständlichen Begriff einer radikalen Kritik.

Seine Analyse führt ihn zu der Annahme, dass unsere Vernunft den Begriff der Kausalität auf der Grundlage von Erfahrungen bildet. Wir beobachten, dass bestimmte Ereignisse immer wieder aufeinanderfolgen.

Das Problem besteht aber darin, dass wir mit Kausalität mehr verbinden als bloße regelmäßige Abfolge. Wir gehen davon aus, dass die Wirkung notwendigerweise auf die Ursache folgt, dass also eine zwingende Verbindung besteht. Eine solche Notwendigkeit können wir empirisch aber gerade nicht wahrnehmen. Wir sehen keine kausale Kraft in der Natur. Das ist der Kern von Humes Erkenntniskritik: Wir verwenden einen Begriff, dessen vermeintliche Notwendigkeit durch die Erfahrung selbst nicht gedeckt ist. Im „Treatise of Human Nature“ entwickelt Hume daraus besonders skeptische Konse-

quenzen. Kausalität erscheint dort gewissermaßen als eine Leistung oder Fiktion der Einbildungskraft. In der späteren „Enquiry concerning Human Understanding“ schwächt er diese Position etwas ab. Dort arbeitet er stärker heraus, dass diese Überzeugung für unser Handeln notwendig ist und deshalb eine praktische Berechtigung besitzt.

Welche Folgen hat Humes Kritik für die Wissenschaften? Denn schließlich arbeiten die Naturwissenschaften wie zum Beispiel die Physik ständig mit Kausalannahmen.

Das mit der Kausalitätsanalyse eng verbundene Induktionsproblem ist bis heute ein Problem. In einem starken Sinne gilt es sogar als ungelöst. Es gibt allerdings wahrscheinlichkeits-theoretische Ansätze, mit denen man seine Konsequenzen abschwächen kann. Dabei muss man sehen, dass diejenige Form der Induktion, die Hume besonders im Blick hat, in den heutigen Wissenschaften nicht unbedingt die einzige oder wichtigste Form wissenschaftlichen Schließens ist. Gemeint ist die sogenannte enumerative Induktion: Wir haben eine begrenzte Zahl von Beobachtungen und schließen daraus auf alle Fälle derselben Art. Ein solcher Schluss von einer endlichen Zahl beobachteter Fälle auf sämtliche Fälle ist grundsätzlich unsicher. Er ist nicht wahrheitserhaltend.

Induktion bedeutet also vereinfacht gesagt: vom Einzelnen auf das Allgemeine zu schließen?

Jedenfalls bei dieser Form der Induktion. In den Wissenschaften spielen heute allerdings auch Erklärungsmodelle eine sehr große Rolle. Wir haben Hintergrundwissen, suchen mögliche Erklärungen für ein Phänomen und entscheiden uns dann für die beste Erklärung. Das ist der sogenannte Schluss auf die beste Erklärung. Auch dieser Schluss garantiert natürlich keine Wahrheit. Aber wir haben gelernt, mit dieser Unsicherheit umzugehen, und kommen damit wissenschaftlich recht gut zurecht. Wahrscheinlichkeitstheoretische Verfahren geben dem Ganzen noch eine mathematische Dimension. Am Grundproblem, dass empirische Schlüsse nicht dieselbe Notwendigkeit besitzen wie die sogenannten deduktiven Schlüsse, ändert das aber nichts.

Warum hat Humes Kritik an dem Begriff Kant so stark getroffen?

Kant musste sich unmittelbar angegriffen fühlen, denn Humes Kritik richtete sich gegen den Rationalismus. Und Kant war von seiner akademischen Ausbildung her Rationalist. Seine frühen Schriften sind sehr stark von dieser Tradition geprägt. Natürlich hatte er sich schon früh intensiv mit den empirischen Wissenschaften seiner Zeit beschäftigt. Aber

sein philosophischer Hintergrund war im Wesentlichen rationalistisch. Er entwickelte zum Beispiel in der „Monadologia Physica“ eine Theorie, die innerhalb der Leibniz-Wolff’schen Naturphilosophie stand. Vereinfacht gesagt ging er davon aus, dass wir die Natur beobachten, dabei Substanzen annehmen, die Träger bestimmter Eigenschaften sind, und von den beobachtbaren Phänomenen Rückschlüsse auf die Natur dieser Substanzen ziehen können.

Hume traf ins Schwarze?

Humes Kritik an Kausalität und Substanz traf diese philosophische Orientierung ganz unmittelbar. Vielleicht erklärt das auch, warum Kant nicht sofort darauf reagierte. Er musste diese Kritik gewissermaßen erst verdauen. Ende der 1760er- und dann besonders in den 1770er-Jahren, in seinem sogenannten stillen Jahrzehnt, hat er sich intensiv damit auseinandergesetzt. Seine Transzendentalphilosophie kann man dann auch als den Versuch verstehen, auf Humes Zweifel zu antworten und Rationalismus und Empirismus in einer neuen Form miteinander zu vermitteln.

Kant behauptete ja, erst Hume habe ihn auf den Weg zur „Kritik der reinen Vernunft“ gebracht. Gab es tatsächlich dieses eine Erweckungserlebnis?

Das ist sehr schwer zu sagen. Die Frage ist schon, ob es überhaupt ein einzelnes Erweckungserlebnis in Kants Entwicklung gegeben hat oder ob das nicht auch eine nachträgliche Stilisierung ist. Tatsache ist jedenfalls, dass Kant eine Philosophie eines sehr neuen Typs entwickelt hat. Er hat das selbst rhetorisch stark inszeniert. In der „Kritik der reinen Vernunft“ präsentiert er die Transzendentalphilosophie als etwas, das es in dieser Form vorher noch nie gegeben habe. Zum Teil kann man ihn dabei durchaus beim Wort nehmen. Aber natürlich stilisiert er seine eigene philosophische Revolution auch. Hinzu kommt ein anderes Motiv, das Kant als eine Art Erweckung beschreibt.

Welches?

Die Antinomie der reinen Vernunft. Auch darüber gibt es in der Forschung unterschiedliche Auffassungen. Im Nachhinein lässt sich kaum noch exakt rekonstruieren, welcher Impuls wann ausschlaggebend gewesen ist. Wahrscheinlich haben verschiedene Dinge zusammengewirkt. Sie hängen alle mit seiner zunehmenden Skepsis gegenüber der rationalistischen Philosophie zusammen.

In der „Kritik der reinen Vernunft“ bietet Kant dann seine Lösung des Kausalitätsproblems an. Wie sieht sie aus?

Die einfache Antwort lautet: Kant weist Humes Annahme zurück, Kausalität sei eine bloße Fiktion der Einbildungskraft. Er stimmt ihm zu, dass Kausalität ein reiner Vernunftbegriff ist, der unabhängig von Erfahrung gebildet ist. Aber Kant ist davon überzeugt, dass er zeigen kann, dass es ein für Erfahrung notwendiger Begriff ist, den wir berechtigterweise auf die Erfahrung anwenden. Genauer gesagt widerlegt er Hume nicht unmittelbar, sondern entwickelt eine alternative Theorie, die er für überzeugender hält. Die etwas kompliziertere Antwort lautet, dass

ZUR PERSON



Kristina Engelhard, geb. 1968, ist Professorin für Philosophie an der Universität Trier. Sie ist zudem Leiterin der Kant-Forschungsstelle Trier und Herausgeberin des Kant Yearbook.

Ihre preisgekrönte Dissertation befasste sich mit Kants theoretischer Philosophie: „Das Einfache und die Materie. Untersuchungen zu Kants Antinomie der Teilung“ (DeGruyter). Sie ist Mitherausgeberin von „Warum Kant heute?“.

Kant diesen Ursprung mit unserer Fähigkeit verbindet, logische Urteile und Schlüsse zu bilden. Für Kant ist die formale Logik eine Disziplin, deren Prinzipien unabhängig von Erfahrung gelten. Das zeigt sich an ihrer strikten Notwendigkeit. Denken Sie an den Satz vom Widerspruch: Etwas kann nicht zugleich in derselben Hinsicht A und Nicht-A sein.

Empirische Gesetze können eine derartige strikte Notwendigkeit nicht beanspruchen.

Kant stellt nun einen Zusammenhang zwischen logischen Urteilsformen und den reinen Verstandesbegriffen her. Die Kausalität ist demnach keine Verallgemeinerung beobachteter Regelmäßigkeiten, sondern eine Kategorie unseres Verstandes. Wir benötigen sie, um das Material unserer sinnlichen Erfahrung überhaupt in eine für uns begreifbare Ordnung zu bringen. Ohne solche Begriffe könnten wir nach Kant gar keine Erfahrung im anspruchsvollen Sinne haben. Darin sieht er seine Antwort auf Hume.

1781 erscheint die erste Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“, 1783 folgen die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können“. Was für eine Schrift sind diese „Prolegomena“ eigentlich?

Auch darüber gehen die Forschungsmeinungen etwas auseinander. Lange galten die „Prolegomena“ einfach als populäre Kurzfassung der „Kritik der reinen Vernunft“. Sie sind mit gut 200 Seiten natürlich erheblich kürzer als die „Kritik“. Kant erklärt in der Vorrede selbst etwas über seine Absicht, allerdings nicht ganz eindeutig. Er sagt ausdrücklich, dass es keine Schrift für Anfänger sei. Das stimmt auch. Zwar handelt es sich in gewisser Hinsicht um eine Kurzfassung der „Kritik“, aber Kant verfolgt dort eine andere Methode, nämlich die sogenannte analytische Methode, während die „Kritik der reinen Vernunft“ synthetisch vorgeht. Und wie es mit Kurzfassungen manchmal ist: Der Text wird nicht unbedingt einfacher, sondern häufig nur dichter. Insofern können die „Prolegomena“ stellenweise sogar schwieriger sein.

An wen richtete sich die Schrift dann?

Zum einen an Kenner. Solche

kürzeren Darstellungen waren damals nicht unüblich. Heute würde man vielleicht von einem Précis sprechen: eine komprimierte Darstellung, die einem fachkundigen Leser einen Überblick verschafft und ihn dazu bewegen soll, sich auf das umfangreichere Werk einzulassen. In diesem Sinne sind die „Prolegomena“ fast eine Art Werbeschrift für die „Kritik der reinen Vernunft“ – allerdings für ein Fachpublikum. Es gab aber noch einen zweiten Anlass. Kant war nach dem Erscheinen der „Kritik“ sehr unzufrieden mit ihrer Rezeption. Zunächst wurde das Buch zwei Jahre lang kaum rezensiert. Dann erschien eine Rezension, die ausgesprochen kritisch ausfiel und Kant sehr ärgerte, weil er sich grundlegend missverstanden fühlte. Ihm wurde unter anderem vorgeworfen, eine Form des Berkeley’schen Idealismus zu vertreten. Kant hatte den Eindruck, dass der völlig neue Ansatz seiner Transzendentalphilosophie überhaupt nicht erkannt worden war. Die „Prolegomena“ sollten deshalb zugleich auf diese Kritik antworten und die Diskussion über die „Kritik der reinen Vernunft“ gewissermaßen auf die richtige Bahn bringen.

Ist die Auseinandersetzung zwischen Hume und Kant nicht auch heute noch eine gute Schule des Denkens? Sie zeigt ja, dass das, was augenscheinlich der Fall ist, noch längst nicht alles sein muss.

Ja. Sie zeigt sehr schön, dass vor-eilige Antworten uns häufig nicht weiterbringen und dass wir Grundlagenforschung benötigen. Und Grundlagenforschung kann eben dazu führen, dass man zunächst gar nicht erkennt, wozu sie praktisch gut sein soll. Hume selbst war mit den Ergebnissen seines „Treatise“ zeitweise sehr unzufrieden, weil seine Theorie aus seiner Sicht zunächst fast nur skeptische, negative Konsequenzen hatte. Sie ließ ihn mit der Frage zurück, was wir mit unserem Begriff der Kausalität im Alltag eigentlich anfangen sollen. Hume war ja selbst überzeugt, dass wir Kausalität für unser Handeln benötigen. Aber zunächst wusste er nicht recht, wie eine solche rationale Fiktion diese Rolle erfüllen kann. Er brauchte eine ganze Weile, um aus diesen skeptischen Zweifeln die spätere Theorie der „Enquiry“ zu entwickeln. Grundlagenforschung kann uns also an einen Punkt führen, an dem unsere alltäglichen Überzeugungen erschüttert werden. Das muss man aushalten. Man muss weiterdenken, bis man zu einer philosophisch tragfähigen Lösung kommt. Gerade daraus können Innovationen entstehen. Ein wichtiger Gegner sowohl Humes als auch Kants war damals die sogenannte Common-Sense-Philosophie. Sie berief sich auf den gesunden Menschenverstand und erklärte solche skeptischen Zweifel zu akademischen Fingerübungen, die praktisch irrelevant seien. Das wollten weder Hume noch Kant akzeptieren.

Der Begriff der Kausalität bringt allerdings ein weiteres Problem mit sich: die Freiheit. Wenn alles kausal bestimmt ist, wie können wir dann noch freie Wesen sein?

Hume und Kant vertreten hier sehr unterschiedliche Auffassungen. Hume löst das Problem

„Wir besitzen nach Hume die Fähigkeit, uns in andere Menschen hineinzusetzen, ihre Wünsche zu antizipieren und sie in unsere eigenen Überlegungen einzubeziehen. Das ist sehr attraktiv“

im Wesentlichen dadurch, dass er keine Willensfreiheit im kantischen Sinne annimmt. Unsere Handlungen werden durch unsere Motivationen, Gefühle und Bedürfnisse geleitet. Wir können natürlich Einfluss darauf nehmen, welche Bedürfnisse uns bestimmen. Es können auch moralisch orientierte Bedürfnisse sein. Aber Freiheit bedeutet für Hume letztlich vor allem Handlungsfreiheit: Wenn wir etwas wollen, können wir – sofern keine äußeren Hindernisse bestehen – das tun, was wir wollen. Willensfreiheit in einem darüber hinausgehenden Sinne gibt es bei ihm nicht.

Und wie ist es bei Kant?

Kant geht deutlich weiter. Für ihn werden unsere Handlungen nicht ausschließlich von Wünschen bestimmt. Der menschliche Wille kann durch Begriffe und durch Vernunftgründe angeleitet werden. Natürlich kann auch ein Wunsch handlungsauslösend sein. Wenn ich ein Eis essen möchte, kann diese Vorstellung mein Handeln bestimmen. Aber für Kant können auch rein moralische Prinzipien handlungsleitend werden – unabhängig davon, ob sie einem Wunsch entsprechen. Kant traut der Vernunft insofern wesentlich mehr zu als Hume. Hume hält die Vernunft allein nicht für handlungsauslösend; dafür braucht es Wünsche, Affekte und Gefühle. Kant dagegen meint, dass Vernunft selbst praktische Wirksamkeit haben kann. Freiheit besteht für Kant gerade darin, dass wir nicht vollständig empirischen Bedingungen unterworfen sind, sondern aus Vernunftgründen handeln können.

Wer ist für uns heute der modernere Denker: Hume oder Kant?

Das ist sehr schwer zu beantworten. Viele werden Humes Handlungstheorie intuitiv plausibel finden: den Menschen als ein wunschorientiertes Wesen, dem es wesentlich um die Erfüllung seiner Wünsche geht. Moralisch käme es dann darauf an, diese Wünsche zu kultivieren – also nicht nur egoistische, sondern beispielsweise auch altruistische Wünsche auszubilden. Hume entwickelt außerdem eine sehr interessante Theorie der Sympathie. Wir besitzen nach ihm die Fähigkeit, uns in andere Menschen hineinzusetzen, ihre Wünsche zu antizipieren und sie in unsere eigenen Überlegungen einzubeziehen. Das ist sehr attraktiv. Ich halte Kant aber gerade deshalb für hochinteressant, weil er betont, dass Menschen nach Prinzipien handeln können, die nicht einfach Ausdruck ihrer Wünsche sind, sondern aus vernünftigen Überlegungen hervorgehen.